

seine Grundauffassung am schärfsten zu Ende gedacht.

Sachlich stimmt P. Inauen diesen Feststellungen bei, nur weist er ihnen eine andere Wertstellung ein, als es hier geschieht.

Um so überzeugender und befreiender wirkt dagegen sein Nachweis, daß die Kritik Kants die scholastische Beweisführung nicht trifft und nicht treffen wollte und daß seine Anerkennung der Gottesbeweise als solcher, losgelöst von ihren erkenntnistheoretischen Fundamenten, eine mannigfache und weitgehende ist. Somit hat er seine Hauptaufgabe siegreich gelöst: Da in unserem wiederum realistischen Denken die Möglichkeit einer intellektuell erfassbaren Metaphysik allgemein anerkannt wird, ist die Verwandtschaft zwischen der Haltung Kants und der scholastischen Gotteserkenntnis viel größer als man bislang ahnte. Diesen Punkt zum ersten Mal quellenmäßig und methodisch sicher herausgearbeitet zu haben ist das große Verdienst vorliegender Monographie.

Bernhard Jansen S. J.

Deutsche Literaturgeschichte (Literaturwissenschaft)

Das dichterische Kunstwerk. Von Emil Winkler. 8° (104 S.) Heidelberg 1924, Carl Winter. Brosch. M 2.—

Winkler sieht in der ästhetischen Erfassung des Kunstwerks das Grundproblem und die eigentliche Aufgabe aller Literaturwissenschaft. Stoff und Idee sind nicht das Wesen des Werkes, sondern nur das Rohmaterial dazu. Sie müssen daher in einem Buch über das Kunstwerk zurücktreten hinter der Art ihrer ästhetischen Wirksammachung. Der Verfasser behandelt das dichterische Erzeugnis als etwas Gegebenes, Selbständiges, Fertiges, nicht in seinem Entstehen und Werden. Winklers ästhetische Untersuchung erstreckt sich auch auf den ästhetischen Genuß, die Sprache, die Dichtungsgattungen (Lyrik, Dramatik, Epik), schließlich auf die außerästhetischen Wirkungsmöglichkeiten und die Stilarten der Dichtung. Die kleine Schrift enthält gute Gedanken und ist trotz ihres vorwiegend theoretischen Inhalts recht ansprechend und anregend geschrieben. Der Verfasser steht in mancher Hinsicht auf dem Boden der romantischen Betrachtungsweise, was sich u. a. in der etwas übermäßigen Betonung der Gefühlswerte des Kunstwerks gegenüber der Arbeit und dem Anteil des Verstandes offenbart. In anderer Hinsicht macht sich der Einfluß der neueren Richtung auf

literar-historischem Felde auch in dieser Schrift bemerklich.

Das hellenisch-deutsche Weltbild. Einleitung in die Lebensgeschichte Schellings. Von Georg Stefansky. gr. 8° (226 S.) Bonn 1925, Fr. Cohen. M 6.50, geb. 8.50

Wie schon der Titel verkündet, betrachtet Stefansky sein Buch „Das hellenisch-deutsche Weltbild“ nur als Grundlage und Einleitung zu einer in Aussicht genommenen Lebensgeschichte des romantischen Philosophen Schelling. „Eine Biographie ist nicht die Geschichte eines einzelnen Lebens, wie es sich an seinen äußern und innern Begebenheiten darstellt“, heißt es in den einführenden grundsätzlichen Erwägungen, „sondern die Geschichte einer Zeit, die in einer Persönlichkeit sich erfüllt, sich mit ihr bewegt und zur neuen Gestalt verändert. Sie beginnt nicht mit der Geburt des Helden, oder dort, wo er tätig ins Leben eingreift, und sie schließt nicht mit dem Verlöschen seiner geistigen Kraft oder mit dem Ende seines Daseins; denn sie ist nicht die Darstellung eines bloß individuellen Schicksals, dessen Maß und Bedeutung in ihm selber beschlossen ist. Alles Einzelne und Besondere ist für sie nur Gegenstand in dem das Allgemeine und Bewegte sichtbar geworden ist.“ Diese Sätze kennzeichnen Stefansky als Anhänger der geisteswissenschaftlichen Methode auf dem Gebiete der Literaturgeschichte. Als Motto wählt der Verfasser das Wort Goethes: „Antike Tempel konzentrieren den Gott im Menschen; des Mittelalters Kirchen streben nach dem Gott in der Höhe.“

Daß Schelling eine Verbindung des hellenischen und des christlichen Ideals anstrebte und bis zu einem gewissen Grad wenigstens zeitweilig erreichte, sucht der Verfasser namentlich im letzten Kapitel nachzuweisen, während sich die ersten vier Kapitel mit den Voraussetzungen und Bedingungen befassen, die sich die Biographie stellt und stellen muß, wenn sie dahin strebt, „sich zu derselben Weite auszuspannen, in die das sittliche und vernünftige Leben des Menschen gebreitet ist“ (S. 9). Manches in dem Buch ist unklar und mindestens mißverständlich, einiges auch direkt anfechtbar. Das gilt besonders von den zum Teil weithergeholten und abschweifenden Ausführungen im letzten Kapitel (Brot und Wein). Die Überschrift knüpft an Hölderlins Worte an:

Brot ist der Erde Frucht, doch ist's vom
Lichte gesegnet.

Und vom donnernden Gott kommt die
Freude des Weins.

Dazu gibt Stefansky die Erklärung: „Brot und Wein, beides Früchte der von den Griechen vergöttlichten Natur, sind die ‚Symbole‘ des christlichen Abendmahls geworden. Indem durch ihren Genuß der Christ mit Gott sich vereinigt, vereinigt er sich mit der Natur. In der Tiefe dieses Gedankens ist das hellenisch-christliche Glaubensideal zusammengeschlossen. — Dieselbe Synthese sucht Schelling in philosophischem Geiste durchzuführen. Diese Umsehung eines poetischen Ideals in kritische Grundbegriffe ist an sich schon eine Form des griechischen Denkens. . . . Auch Hölderlin hatte in Brot und Wein nur die natürlichen Zeichen gesehen, deren wir uns menschlich freuen sollten, solange unter uns die Starken zu höchsten Freuden noch fehlten, solange wir ‚zur Freude mit Geist‘ noch nicht reif seien. Dann aber wird die lächelnde Seele erst wahrhaft aus ihrer Gefangenschaft befreit sein, wenn wir, wie es durch das Christentum geschehen wird, das Universum nicht mehr als Natur, sondern als Geist anschauen und in dieser Seligkeit Hellenen eines neuen Menschentums sein werden. Diese Entgegensetzung der griechischen und christlichen Mythologie stimmt ganz mit der Philosophie Schellings überein“ (154 f.). Im gleichen Kapitel erörtert Stefansky eingehend und ohne üble Voreingenommenheit (wenn auch nicht einwandfrei) die christlichen Begriffe des Wunders, der Offenbarung, des Sohnes und der Mutter Gottes, der Engel usw. und betont, daß „der Katholizismus ein notwendiges Element aller modernen Poesie und Mythologie geworden“ sei. Er geht auch auf die Frage ein, warum Schelling trotz seiner zeitweiligen Vorliebe für die eine oder andere Seite der katholischen Weltanschauung nicht den Schritt getan hat, „den viele seiner Genossen tatsächlich vollzogen haben“. Der Verfasser glaubt die Gründe hierfür in der eigentümlichen Betrachtungsweise Schellings zu finden. Für ihn hatte die katholische Auffassung keinen absoluten, sondern nur einen relativen Wert, nämlich als Hilfsmittel für die Konstruktion des hellenisch-christlichen Weltbildes. Als dann aber später diese angestrebte große Synthese zusammenbrach, da „verlor auch die Religion als Mythos ihre Macht für ihn. Der Glanz des Katholizismus verblaßte vor dem stärkeren innersten Lichte der Mystik“ (160—172).

Recht dankenswert sind in Stefanskys Buch die 30 Druckseiten umfassenden Quellennachweise und die gutgearbeiteten Namen- und Sachregister.

Die poetische Staats- und Geschichtsauffassung Friedrich von Hardenbergs (Novalis). Studien zur romantischen Geschichtsphilosophie. Von Dr. Richard Samuel. gr. 8° (302 S.) Frankfurt am Main 1925, Moritz Diesterweg, M 12.—

Das Novalisbuch von Dr. Richard Samuel ist anscheinend die Frucht einer langjährigen und liebevollen Beschäftigung des Verfassers mit dem jugendlich schwärmerischen, aber auch rätselhaften, von einem magischen Zauber umgebenen Dichter der blauen Blume. Samuel kennt die ganze umfangreiche Novalis-Literatur, versucht jedoch selbständig auf Grund der Äußerungen des Dichters ein möglichst klares, faßbares und zutreffendes Bild von der romantischen Staats- und Geschichtsphilosophie dieses phantasiebeschwungenen, von hochsinnigen, edlen Beweggründen geleiteten, freilich auch zu unfruchtbarer Grübeleien und verwegener Ideenspekulation geneigten Geistes zu entwerfen. Eine bei diesem Verfahren naheliegende Klippe, die gewaltsame Konstruktion und Unterföhrung eines bestimmten, konsequent durchgeföhrten politischen und geschichtlichen Systems für seinen Helden, hat Samuel glücklich vermieden, indem er ehrlich zugibt, daß bei Novalis von einem streng geschlossenen, folgerichtig aufgebauten Lehrgebäude für die in Betracht kommenden Gebiete nicht die Rede sein könne. Aber „die eingehende Analyse der frühromantischen Geschichtslehre des Novalis erweist, daß hier fast alle Elemente der Spätzeit im Keime vorliegen: Die Ideen vom Staat, die Auffassung des Mittelalters, die christliche Allianzidee und die Regeneration des Katholizismus, ferner die Betonung der eigenen Volkheit, all diese Gedankengänge hat Novalis zum ersten Mal verkündet. Die ‚Europa‘ ist ein Markstein auf dem Wege zu Baader, Kleist, Adam Müller und Zacharias Werner. Ich glaube, daß eine eingehende Auseinandersetzung mit Hardenbergs Geschichtsauffassung erst richtig den Weg freilegt für die endgültige Erhellung der Tendenzen der Spätzeit. Denn die Voraussetzungen für einen Vorstoß in das noch viel mehr differenzierte und bewegte geistige Leben im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts sind doch in der Frühromantik und ihren Verästelungen in der geistig-politischen Weltwende im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts zu suchen“ (S. 300).

Das ist immerhin ein recht dankenswertes, wenn auch nicht durchaus neuartiges Ergebnis der mühevollen, verdienstlichen Untersuchung

des jungen Gelehrten. Im einzelnen wäre allerdings von unserem katholischen Standpunkt aus an Samuels Schrift viel zu beanstanden. Insbesondere bedarf das in den drei letzten Abschnitten Gesagte (Die Marienauffassung des Novalis, Novalis und das Mittelalter, Protestantismus, Jesuitismus, das Ideal der Zukunft) an manchen Stellen gar sehr der Korrektur.

Das Drama Zacharias Werners. Entwicklung und literargeschichtliche Stellung. Von Franz Stuckert. gr. 8° (XII u. 193 S.) Frankfurt a. M. 1926, Diesterweg. M 6.—

Wie Franz Stuckert im Vorwort seiner umfangreichen Studie berichtet, lag seine Arbeit Anfang 1925 der philosophischen Fakultät Göttingen in etwas weiterer Fassung als Dissertation vor. Für den Druck wurde sie an vielen Stellen gekürzt. Der Verfasser betrachtet das Drama Werners „nach seiner eigenen Formgesetzmäßigkeit und seiner historischen Stellung in der deutschen Dichtung“. Nach einer grundlegenden Einleitung über Werner als Dramatiker, wird die Entwicklung seines dramatischen Schaffens an Hand einer eingehenden Untersuchung aller einzelnen Stücke des Dichters festgestellt und gewürdigt. Der letzte Abschnitt ist der literarhistorischen Stellung Werners gewidmet, zumal seinem Verhältnis zur Romantik und zum Barock. Zusammenfassend urteilt Stuckert: „Zacharias Werner steht als geistige Persönlichkeit in dem breiten Strom der romantischen Bewegung; als Dichter steht er stilgeschichtlich mit seinem Werke allein. Wie der andere Dramatiker dieser Epoche, Heinrich von Kleist, ist er nicht völlig aus dem Gesamtstrom der romantischen Dichtung zu begreifen und ihr nicht voll zugehörig. Er wird nicht Schöpfer einer neuen Form, wie der Große neben ihm, sondern er schafft sich, zwischen Klassik und Romantik stehend, eine besondere Dramenform, die vielfach barocke Züge trägt. Ursprüngliche dramatische Veranlagung, plastische Gestaltungskraft, lebendige Sprachgestaltung verbinden sich in seinem Werk zu bedeutender Wirkungsform. Er ist der Sänger eines Alten und doch immer Lebendigen, ein Verherrlicher des Christentums. In Reinheit und Hingebung hat er dieser Aufgabe gedient; er schuf aus einem Überzeitlichen, wie jeder echte Dichter, und darum wird auch er leben“ (S. 193).

Diesen Sätzen kann man ohne wesentliche Einschränkung zustimmen. Das Buch Stuckerts

ist eine Erstlingsarbeit, was sich schon in der unbestreitbaren Abhängigkeit des Verfassers von einigen neueren Literaturhistorikern, deren Namen übrigens genannt werden, kundgibt, aber es stellt doch nicht nur eine fleißige, abgerundete Arbeit dar, sondern auch eine verdienstvolle Tat, die, ohne in den Fehler einer übermäßigen Apothese des Dichters zu verfallen, dem früher so oft als „Dilettanten“ bespöttelten Dramatiker Werner Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Literaturgeschichte als Geisteswissenschaft. Kritik und System. Von Herbert Gysarz. gr. 8° (304 S.) Halle a. d. S. 1926, Max Niemeyer. M 10; geb. 12.—

Die Bücher des jungen Wiener Gelehrten Herbert Gysarz sind bekanntlich keine leichte, angenehme Lektüre. Auch in dem vorliegenden bewegt sich der Verfasser mit Ausnahme vom verhältnismäßig klar und verständlich geschriebenen Vorwort, beständig in reichlich dunkel gehaltenen und nach allen möglichen Wissensgebieten abschweifenden philosophischen Betrachtungen und Spekulationen über Zeit und Raum, Individualität, Gestalt, Entwicklung, Kultur, Freiheit und Sittlichkeit. Den Schluß des Buches bildet ein 40seitiger Anhang: Hauptfragen einer geisteswissenschaftlichen Dramaturgie.

Erfreulich ist die nachdrückliche Erklärung des Verfassers im Vorwort: „Auch als Geisteswissenschaft ist Literaturgeschichte vor allem Wissenschaft! Das Daseinsrecht der Philologie wird hier nirgends verkürzt! Die Früchte unserer so reich entwickelten Spezialforschung sind nie und nimmer anzutasten.... Der glücklichste Einfall kann nutzlos werden, wenn man die einschlägige wissenschaftliche Literatur nicht kennt; denn die vermeintliche Entdeckung könnte längst gemacht sein. All solches philologisches Können und Wissen, samt all seinen Regeln und Pflichten, wird im Folgenden dauernd vorausgesetzt. Wir sind die Letzten, geistiger Verarmung und Verflachung und Verschlamung auch nur in stofflicher Hinsicht Vorschub zu leisten“ (S. 4f.). Das bedeutet einen beachtenswerten Schritt auf dem Wege zur Selbstbesinnung; denn von den meisten vorlauten Vertretern der sog. geistesgeschichtlichen oder geisteswissenschaftlichen Methode wurden bisher diese ganz vernünftigen Grundsätze nicht beachtet, wohl aber oft genug verhöhnt und verlacht.

Als eigentliches Ziel der geistesgeschichtlich eingestellten Literaturwissenschaft scheint dem

Verfasser die phänomenologische Schau und Erfassung der Dichtung als lebendige Einheit in der Vielheit der flutenden Erscheinungen vorzuschweben. Auch die alte romantische Lehre vom Mittelpunkt, nämlich die Betrachtung des Individuums vom Kern der Erscheinung aus, finden wir bei Gysarz (wie übrigens auch im soeben besprochenen Werk Stefanskys) wieder. Aber die geistesgeschichtliche Erfassung gilt nicht so sehr dem Individuum als solchem, sondern dem Verwachsensein des einzelnen mit der Gemeinschaft, der Eingliederung des Individuums in ein kollektives Gänge.

Eine in alle Einzelheiten gehende Auseinandersetzung mit diesem neuen Werk von Gysarz würde die Abfassung eines ebenso umfangreichen Buches bedingen. Nur so viel sei hier bemerkt, daß solche Schriften die ersehnte Klärung der in Frage kommenden ungelösten Probleme doch wohl nicht herbeiführen, sondern eher erschweren, daß sie die bereits vorhandene Verwirrung der Begriffe auf unserem Gebiete keineswegs beheben, sondern fördern, daß sie trotz aller Ansprüche auf streng wissenschaftlichen, methodischen und systematischen Charakter stark den Eindruck von sehr subjektiven, mangelhaft begründeten, durchaus nicht allgemein gültigen Konstruktionen machen, zumal, wie dies bei Gysarz der Fall, Personen- und Sachregister ebenso wie genaue Inhaltsangaben und bibliographische Verzeichnisse fehlen. Anerkennung verdient dagegen der Eifer, womit der Verfasser an die Lösung verwickelter Fragen herantritt und das ungewöhnliche positive, allerdings unzusammenhängende Wissen, das sich in allen Abschnitten seines mit Begeisterung für den Gegenstand geschriebenen Werkes offenbart.

Im übrigen sei hier noch auf die ziemlich eingehende Besprechung des Buches, die unter dem Titel: „Die geisteswissenschaftliche Richtung in der Literaturgeschichte“ im Juniheft 1926 des literarischen Handweisers (Sp. 641 bis 650) erschien, verwiesen. Ihr Verfasser, der Wiener Bibliothekar Dr. Oskar Katann, als Gelehrter selbst der geistesgeschichtlichen Methode nahestehend, hat sich offensichtlich die äußerste Mühe gegeben, Gysarz' Gedankengänge zu verstehen und alles Wertvolle und praktische Verwendbare, das sich im vorliegenden Buche findet, zu betonen und genügend zu würdigen. Um so gewichtiger fällt sein Schlußurteil gegen die Darstellungsweise des Verfassers in die Waagschale: „Zusammenfassend muß ich sagen: Gysarz huldigt einem Darlegungsstil, der sich bestrebt, das Einfache kompliziert auszudrücken. Aber daran leidet

die ganze geisteswissenschaftliche Richtung. Jeder kommt von einem andern philosophischen System her, und jeder spricht eine andere, höchst eigenwillige Sprache. Ich betrachte es als eine große Gefahr für die geisteswissenschaftliche Richtung und die Literaturgeschichte überhaupt, daß sie (trotz Gysarz S. 6: „Wir haben eine eigene Sprache“) keine gemeinsame Terminologie hat, sondern die Terminologien kunterbunt allüberallher bezieht und die Literaturwissenschaft damit in den Strudel der philosophischen Sprachverwirrung hineinzieht und schließlich bei einem Zustande enden wird, der dem Neuplatonismus des 15. oder 16. Jahrhunderts ähneln dürfte. Gysarz macht der positivistischen Literaturgeschichte den Vorwurf, einen Methodensalat gegeben, Anleihen bei den verschiedensten Wissenszweigen gemacht zu haben, und diese Kritik hat nicht unrecht; aber es dünkt mir ein ganz ähnlicher Salat zubereitet zu werden, wenn die Termini unserer verschiedenen Philosophen in die Literaturwissenschaft übertragen werden. — Cosmopathisch die Forderungen Gysarz' ansprechen, so fürchte ich doch, daß die philosophische Zerrissenheit sich auch in der Literaturwissenschaft einbürgern wird. Daher ist es eine Notwendigkeit, neben den geisteswissenschaftlichen Richtungen eine von jeder Philosophie abstehende Tatsachenforschung zu treiben, welche inmitten der philosophischen Gegensätze das Bleibende darstellen wird.“

Dieses Urteil mag für Gysarz, der gewiß weder Zeit noch Mühe bei der Abfassung seines Buches scheute, hart klingen, aber es ist leider zutreffend. Hoffen wir, daß der noch junge, talentvolle Verfasser die Aussetzungen vonseiten einer keineswegs übelwollenden Kritik sich zunutze machen und uns demnächst mit einer nicht minder gründlichen, aber praktisch brauchbaren Schrift über das so viel umstrittene Thema: Literaturgeschichte — Geisteswissenschaft erfreuen wird.

Alois Stockmann S. J.

Deutsche Literatur

Heinrich Federer, Regina Lob. Aus den Papieren eines Arztes. Eine Erzählung. 8° (322 S.) Berlin 1925, G. Grote. M 4.50, geb. 6.50

Der heilige Habenichts. Zwei, drei Wörtlein von Heinrich Federer. Kl. 8° (30 S.) München 1826, „Ars sacra“ (Josef Müller). Kart. M —.80

Im Oktoberheft der „Schönen Literatur“, das die huldigende Aufschrift „Heinrich Fe-